Geheimnisvolles Afrika

Autor(en): **Leuenberger, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **73 (1964)**

Heft 6

PDF erstellt am: **10.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-974921

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

mehr Bedeutung. Hinsichtlich des Erfolgs kommt es entscheidend darauf an, dass es den Mitgliedern unserer Equipe gelingt, eine wirkliche Zusammenarbeit auf gleicher Ebene zu erreichen. Voraussetzung dafür ist aber, dass der Weisse den Zugang zur Seele des Schwarzen findet. Das erfordert von ihm viel Geduld, Ruhe und Verständnis. Ist er nicht willens, diese Eigenschaften aufzubringen, so wird er den Schwarzen nie verstehen, sondern ihn als faul, unzuverlässig und unterentwickelt bezeichnen. Lernt er hingegen den Schwarzen wirklich kennen und erforscht seine Seele, wird er ihn als liebenswürdigen Menschen zu schätzen wissen, der bereit ist, verantwortliche Arbeit zu leisten.

Die Aufgabe, die das Schweizerische Rote Kreuz im Auftrag des Bundes seit vier Jahren im Kintambospital in Léopoldville erfüllt, ist bescheiden im Vergleich zu den übrigen schweren Problemen, die es im Kongo zu bewältigen gilt. Aber die Auswirkungen dieser humanitären Arbeit reichen erstaunlich weit und entfalten ihren Segen. Die Schweiz kann auf diese Weise einen nicht zu unterschätzenden Beitrag leisten zur Verständigung zwischen Schwarz und Weiss.

GEHEIMNISVOLLES AFRIKA

In zahlreichen Reisen durch die Länder des afrikanischen Kontinents hat sich *Hans Leuenberger* — Globetrotter und Schriftsteller aus Leidenschaft — ein Wissen und Verständnis der afrikanischen Bräuche und Eigenarten erworben, wie es nur selten anzutreffen ist. Die Bereitschaft, Vorurteile gegenüber dem Schwarzen zu überwinden, mag Leuenberger geholfen haben, den Zugang zur Seele des schwarzen Menschen zu finden und seine oft eigentümlich anmutenden Sitten — beispielsweise den unbeirrbaren Glauben an jene magischen Kräfte im All, die Tod und Leben beherrschen —, nicht mit dem Masstab europäischer Wertung zu messen.
Sein jüngstes Afrikabuch, *Die Stunde des schwarzen Mannes,* birgt auf seinen mehr als dreihundert Seiten eine Fülle von Erlebnissen, wie sie sich nur dem offenbaren konnten, der ein offenes Auge und Ohr mitbrachte, zu sehen und zu hören, was die Menschen des dunklen Kontinents bewegt, es zu deuten und doch das Rätsel der Andersartigkeit unberührt zu lassen, wo es sein Geheimnis zu bewahren trachtete. Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers und des *Ex-Libris-Verlages,* Zürich, in dem das Buch vor kurzem in Neuauflage erschienen ist, drucken wir auszugsweise zwei Kapitel aus Hans Leuenbergers Buch ab.

DER KREIS DER MAGIE

Mourir, c'est toujours un peu revenir

Auf den jahrelangen Reisen durch Afrika wurde ich mehr und mehr gezwungen, Begriffe wie «Magie», «Medizin», «Tabu», «Totem» und «Hexerei» in mein Weltbild aufzunehmen. Denn gleichgültig, ob jemand an Geister, an ein Leben nach dem Tod und an die Wiederkunft der Seelen glaubt oder nicht, es genügt, dass es Menschen gibt, die an alle diese Kräfte glauben, damit sie auch für die «Ungläubigen» zu Faktoren ihres Daseins zu werden vermögen.

Afrika wird von einer lebenden Minderheit und von einer toten Mehrheit «belebt». Leben und Tod gehen ineinander über und scheinen oft umkehrbar. Dass die Afrikaner, wie gern behauptet wird, in ständiger Furcht vor Dämonen aller Art leben, trifft nicht ganz zu. Denn für sie wird das Böse in einer Weise durch Gutes aus der Geisterwelt bekämpft, die für einen ständigen Ausgleich zwischen beiden, zwischen Freude und Furcht sorgt. Darin unterscheidet sich also das Dasein der Afrikaner nicht allzusehr von dem der Völker im Bereich der verschiedenen Weltreligionen.

Aus der Welt Europas heraus betrachtet, erscheint uns der dunkle Kontinent zugegebenermassen recht unheimlich. Ich möchte einen bekannten französischen Ausspruch etwa so abwandeln: «Mourir, c'est toujours un peu revenir». (Der Tod ist immer ein wenig Wiederkunft). Eine lange Aussprache mit einem Magier in Nordostafrika schien mir zu bestätigen, dass viele Neger das Reich der Toten als ein Spiegelbild der Welt der Lebenden betrachten. In diesem Spiegel

kann man wohl geisterhafte Abbilder der Lebenden sehen, kann sie aber nicht greifen. Nur vermag sich ein Neger einen Geist nicht ganz substanzlos vorzustellen. Und einen Hauch von Substanz vermutet er sicherlich, wenn er seinen Toten Trank und Nahrung hinstellt. Ein Uebertritt jedoch aus der Geisterwelt in die Welt der Lebenden scheint die Benützung eines körperhaften «Vehikulums» vorauszusetzen. Die Geister der Toten benützen daher Körper lebender Tiere oder Menschen als Hülle für ihre Fahrten durch die Welt der Lebenden. Für die Zeit dieser Exkursionen werden die Geister oder Seelen, die diese «Vehikel» ja immerhin bewohnen, kurzerhand ausgetrieben und verbleiben «im Spiegel». Erst wenn der andere Geist seine Hülle verlässt, kehren sie wieder in sie zurück.

Mancher Europäer bestätigt mir, dass er in Afrika immer von Verstorbenen aus dem Kreis seiner Bekannten oder Angehörigen träume, und zwar viel häufiger als in seiner Heimat. Was es damit auf sich haben mag, wurde mir aber erst recht bewusst, als ich Afrika von Ghana aus im Schiff verliess. Ich hatte plötzlich den Eindruck, ich sei aus der Umhüllung durch eine dunkle, mysteriöse Wolke entlassen worden. Die alten Aegypter vermuteten in den äquatorialen primären Urwäldern die Heimat der toten Seelen. Man muss durch diese Primärurwälder gewandert sein, um ihre Auffassung zu verstehen. Es gibt nichts Stilleres, Lebloseres als einen solchen unheimlichen Wald aus finsteren Baumsäulen, zwischen die nur Feuchtigkeit, nicht Licht und Wärme gelangt. Im vollen Mittag, unter dem Aequator, fröstelte es mich dort, und ich stellte mir vor, dass die Seelen der Toten einfrieren und in Form feiner Nadelkristalle zwischen den blattlosen Lianen und glatten Stämmen schweben.

Die vielen Nächte, die ich im Innern des Primärurwaldes verbracht habe, sind in meiner Erinnerung eigentlich als Träume haften geblieben. Totenstille herrschte. Nur dann und wann fiel ein Wassertropfen aus sechzig oder mehr Meter Höhe auf totes Laub. Unvermittelt hallte ein Todesschrei durchs Dunkel, der sich zwei-, dreimal wiederholte, dann in ein Wimmern überging und allmählich in Röcheln erstarb. Ich erstarrte bis ins Mark, obwohl ich annahm, dass es sich um Waldtiere handeln musste. Nach längerer Unterbrechung ertönte dann wohl ein neuer, beinahe menschlicher Aufschrei, der sich entfernte, sich dann wieder näherte. Vermutlich war es ein Nachtvogel. Baumbären, Pottos, Galagos, Waldeulen und andere Bewohner der Baumkronen gaben sich in den Hallen der toten Seelen ein Stelldichein. Ich atmete immer erst auf, wenn das lärmende «kura kura guuk guuk» des grossen Pflanzenfressers hoch oben über dem Blätterdach den Morgen verkündete.

Den Seelen Verstorbener helfen die Neger immer bereitwillig auf den Weg ins Jenseits. So gern man die guten Dienste der Geister in Anspruch nimmt, so froh ist man doch, wenn sie möglichst im Rahmen des Spiegels verweilen und das Diesseits meiden.

Im Land der Kunama erzählte mir ein getaufter Mann des Stammes, es sei furchtbar, dass viele heidnische Kunama frühzeitig durch die Schuld ihrer Angehörigen stürben. «Was meist du damit?» fragte ich den Mann, der bereit schien, ein altes Stammesgeheimnis preiszugeben. «Wenn ein heidnischer Kunama Todesahnungen hat und diese unvorsichtigerweise äussert, wird er von seinen Angehörigen womöglich auf seinem Schnürbett (Angareb) festgebunden. Alle Oeffnungen seines Körpers werden mit Fasern und Lehm verstopft, damit seine Seele bei Eintritt des Todes nicht schon in der Hütte aus dem Körper entweicht und unweigerlich in dieser Hütte Wohnung nimmt. Seelen gehören in die unterirdischen Kammern, die die Kunama nach einem wohl vom alten Aegypten übernommenen Brauch für die Toten gegraben haben. Gehen sie dann nach kurzer Eingewöhnung zu ihren lebenden Angehörigen auf Besuch, finden sie auch wieder in die ihnen vorbehaltene Behausung zurück.» Ich fragte im Laufe der Zeit in einigen Kunamadörfern, ob das, was mir erzählt worden war, noch üblich sei und erlebte jedesmal, dass auf das Nachbardorf gezeigt wurde, mit dem Bemerken, «nur noch dort» komme so etwas vor.

Das Verhalten der Afrikaner zu den Seelen ihrer Verstorbenen und zu deren materieller Hülle variiert sehr, je nach den Stämmen. Während die Kunama ihre Toten weit entfernt vom Dorf unterbringen, ziehen die Giriama im Hinterland der Küste des Indischen Ozeans — in Kenia — es vor, die Leichen vor ihren Hütten senkrecht einzugraben. Ich hatte mich schon darüber gewundert, dass ich in Giriamakrals immer wieder über kleine, harte Höcker stolperte, bis ich erfuhr, dass sich darunter die Schädel ehrenvoll behüteter Angehöriger befanden. In vielen Fällen stellen die Giriama aber zu jedem dieser Gräber ein Totenbrett — je nach der Wichtigkeit des Verstorbenen ein simpler Pfahl oder aber eine roh geschnitzte menschliche Figur in Pfahlform. Die Aeltesten der Sippen sorgen dafür, dass den Seelen der Toten jeden Tag ein Spritzer Palmwein und etwas Nahrung zugeteilt wird. Wird ein Mitglied der Sippe krank, so erhalten die Seelen grössere Zuteilungen, vor allem vom Palmwein (den sonst eben die Sippenältesten allzugern bis auf wenige Tropfen selber trinken), da man vermutet, dass sich der eine oder andere unter den Ahnengeistern vernachlässigt fühlt und sich rächt. Stirbt ein Sippenglied fern seinem Kral, so muss seine Leiche unbedingt geholt und in seinem Sippenkral begraben werden.

Wir dürfen ja nicht glauben, dass die Afrikaner im Zusammenhang mit ihren Ansichten über Tod und Geisterwelt nicht zu spassen wüssten. «Todesernst» ist nicht sehr verbreitet. Ein Giriama-Aeltester, den ich gerade aufsuchte, als er einige Spritzer Wasser auf sieben Gräberhöcker verteilte, lächelte, als ich ihn über einen Dolmetscher fragte, ob er in der Zuteilung auch gerecht verfahre. Er antwortete: «Ich habe die Stelle für mein Grab schon markiert und meinen Söhnen gesagt, dass ich mindestens einmal in der Woche Palmwein erwarte und mich rächen werde, wenn man meine Seele vernachlässigt.» Einer seiner Söhne, der das mitanhörte, grinste und fügte hinzu: «Wir werden es genau so machen wie du, wenn du die Kalebasse mit dem Palmwein verlangst. Du sagst, du habest den Wein in gerechten Mengen verteilt. Ich habe das Loch

unten in der Kalebasse schon entdeckt, aus dem du trinkst, wenn ich sie zu hoch gehängt habe, damit du sie nicht herunterholen kannst. Glaube ja nicht, ich hätte den kleinen Holzpfropfen, den du hineinsteckst, nicht bemerkt!» Dieses Gespräch ist bezeichnend für Afrikaner, die fast immer zu lachender Toleranz bereit sind.

Das heisst aber nicht, dass man nicht überall auf Beispiele dramatischen Geschehens trifft. Monsieur Dupuis, der eine Baumwollfaktorei im nördlichen Belgisch-Kongo leitete, zeigte im Gespräch auf einen seiner Arbeiter: «Dieser Mann trägt einen neuen Anzug, den ich ihm schenken musste. Einer seiner Kollegen hatte ihm vorausgesagt, er werde bald sterben. Darauf ging er weg, verbrannte seine ganze Kleidung irgendwo im Busch, kehrte mit einem Lendentuch bekleidet zurück und flehte um neue Kleidung, die aber der alten nicht gleichen dürfe. Er hoffte, auf diese Weise dem Dämon zu entrinnen, der ihn jetzt in seiner Verkleidung nicht wieder erkennen würde!

Schwarze und weisse Magie

Auf Grund unserer Jugendlektüre sind wir bereit, wenn wir in Afrika nach Magiern Ausschau halten wild aussehende, bemalte, maskierte Gesellen zu erwarten. Wir sind dann enttäuscht, wenn sie uns in zerschlissenen Khakihosen, einem aus Fetzen bestehenden Unterhemd und in verwittertem Schlapphut barfuss entgegentreten und uns scheinbar teilnahmslos in die Augen schauen. Begegnen wir ihnen, ohne sie zu kennen, innerhalb ihrer Dorfgemeinschaft, so sind wir geneigt, sie unter die Bettler einzureihen. Manche dieser zerlumpten Erscheinungen sind mächtiger als der schwarze Häuptling oder gar König, dem sie nur scheinbar unterstehen. Ein grosser Teil Afrikas wird also durch Menschen regiert, die ihrer Erscheinung nach bei uns in die tiefste Kategorie der sozialen Stufenleiter gehören.

Einer neuen Art «Zauberern», schwarzen Politikern mit Doktorhut und allerlei neuen Rangabzeichen, gelingt es jetzt zwar, ebenso neue, fürs Auge erkennbare Ordnungen innerhalb der schwarzen Gemeinschaft zu erzwingen. Trotzdem gilt für ganz Afrika immer noch die Persönlichkeit, das Wesen und nicht die Erscheinung, der Mensch — unabhängig von gelben Schuhen, grellfarbigen Socken und dunkler Brille. Wir müssen als Weisse unsere Vorurteile über das Verhältnis zwischen äusserer Erscheinung und innerem Wert eines Menschen fallenlassen, was gar nicht so leicht ist. Ich habe mich selber bei solchen Fehlurteilen immer wieder ertappt.

Ganz abgesehen von positiven Diensten, die diese Magier Afrikas ihren Stämmen leisten, erschienen sie mir fast immer als grosse Schlaumeier. Die meisten unter ihnen haben den weissen Mann schon lange durchschaut. Sie wissen, dass er aus Unkenntnis afrikanischer Lebenswertung heraus ihre Aufgabe verkennt und sie gerne belächelt. Das hat zur Folge, dass sie sich meist sehr abweisend zeigen, wenn ein weisses Gesicht auftaucht. Sie haben ein feines Empfinden und sind sehr oft scharfe Psychologen, und sie fühlen sofort, wenn wir uns ihnen auf menschlicher Ebene nähern. Mit Erstaunen stand ich immer wieder vor schwarzen Magiern, die bereit waren, mich offen und ehrlich über ihre Aufgabe aufzuklären, wie jener Magier, der mir den Wortschatz einer Geheimsprache anvertraute, die er medial veranlagte Frauen seines Stammes lehrte.

Es ist sehr wichtig, dass wir «Weisse» von «Schwarzen» Magiern unterscheiden lernen. Sie halten sich in den meisten Stämmen die Waage, vertreten Gut und Böse im ewigen Widerspiel. Fühlt sich ein Stammesglied von Dämonen bedroht, so sucht es Schutz bei seinem «Weissen» Magier, allerdings nicht, ohne ihn in Natura oder Geld zu bezahlen. Dieser Mann ist dann bemüht, durch allerlei Riten das Böse abzuwenden. Um der Erhaltung seiner Macht und auch seines Auskommens willen hat der «Weisse» Magier aber ein Interesse an jenen finsteren Magiern, die ihm Kundschaft zuführen. In manchen Fällen arbeiten die beiden Schlaumeier unter einer Decke zusammen.

Es ist nicht paradox, wenn ich behaupte, dass Weisse Magier — die ja grösstenteils gleichzeitig Medizinmänner im Sinn der Heilkunst sind — diese Hauptaufgabe leichter erfüllen, weil man ihnen übermenschliche Kräfte zumutet. Der Glaube an das Können des Medizinmannes spielt in der für Afrika bezeichnenden «psychosomatischen» Medizin eine grosse Rolle. Die Medizinmänner hüten sich, ihr Prestige dadurch zu schwächen, dass sie hoffnungslos Erkrankte behandeln. In diesen Fällen gibt es immer die Erklärung, dass die Betreffenden von den Ahnengeistern bestraft worden und keiner Hilfe würdig seien. Dafür aber kann der Magier mit um so mehr Erfolg psychiatrischen Fällen nachgehen, die immer wieder verblüffende Heilungen ermöglichen und seinen guten Ruf erhöhen. Wer diese Zusammenhänge kennt, versteht auch, dass viele Magier ohne weiteres bereit sind, Kranke ihres Stammes an weisse und schwarze Aerzte weiterzuleiten, sobald es sich um Krankheiten handelt, für die die Medizin sichere Gegenmittel besitzt.

«Medizin» und Gegenmedizin

Es gibt für Afrikaner wohl kaum einen Gegenstand, der nicht als «Medizin» verwendbar wäre, und das gleiche gilt von Lebewesen. Für Menschen, die glauben, dass auch Flüsse, Bäume und Felsen Teile einer belebten oder beseelten Welt sind, liegt der Gedanke, dass eben alles, was es auf dieser Erde gibt, «medizinische», also heilsame Wirkungen ausüben kann, sehr nahe.

Ich war immer wieder überrascht, wenn ich solche «Medizin» zu sehen bekam. Die meisten der Gegenstände, die eine magische Wirkung ausüben sollten, waren ausgesprochen rohe, sinnlos scheinende, hässliche Objekte: Lumpen, Papierfetzen, zerbrochene Stäbe, halbe Kalebassen, mit Erde gefüllt, alte Medizinflaschen mit Ziegenblut, Pflanzenknollen oder Scherben, Knochenstücke oder rostige Nägel, um nur einige zu nennen. Ich musste an meine Kindheit zurückden-

ken, um diese Dinge mit Ernst betrachten zu können. Damals war ein angebrochener Ziegelstein für mich eine Eisenbahn, die auf der «Schiene» eines Geländers fuhr. Der Ziegel war nicht ein Symbol für die Eisenbahn, er war die Eisenbahn selber. Aehnlich müssen wir wohl «Medizin» afrikanischer Medizinmänner sehen.

Es gibt wahrlich nichts, das nicht zu «Medizin» werden könnte. Im belgischen Kongo erlebte ich, wie gerade ein Flugzeug einen neuen Flugplatz überflog und zur Landung ansetzte. Die Frauen eines am Rande des Platzes liegenden Dorfes waren erschreckt geflohen. «Wir sind jetzt alle unfruchtbar geworden!» erklärte eine von ihnen. «Die Medizin des weissen Vogels, der uns überflog, ist schuld daran.» Der belgische Verwaltungsbeamte, dem diese Gegend unterstand, wusste schon Bescheid in solchen Angelegenheiten. Als die Tanks des Flugzeugs gerade mit Brennstoff versehen wurden, versammelte er alle Frauen auf dem Flugplatz. Jede erhielt einen kleinen Schluck des Feuerwassers, wodurch die sterilisierende Wirkung der «Medizin» — also des Flugzeugs — aufgehoben war. Benzin wurde in diesem Fall zur «Gegenmedizin».

Wer sich natürlich am besten auf Medizin und Gegenmedizin versteht, das sind die Magier. Die «Weissen» Magier sind ständig damit beschäftigt, «Schwarze» Medizin der «Schwarzen» Magier durch «Weisse» Gegenmedizin in ihrer Wirkung aufzuheben. Von diesem Ausgleich medizinischer Wirkungen musste sogar seinerzeit die britische Regierung in Kenia Gebrauch machen, als sie den Mau-Mau-Geheimbund und einen Zweig von ihm, die Utsi an der Küste, bekämpfte.

Die Mau-Mau-Geheimgesellschaft, die aus dem Bantustamm der Kikuyu hervorgegangen war, bediente sich einer komplizierten Form der Eidabnahme bei allen neuen Mitgliedern. Um den Eid rituell zu unterbauen, wurden «Medizinen» ausgelegt, durch deren Berührung der Schwörende sich eng an die Gesellschaft band und gleichzeitig zusätzliche Kräfte und Fähigkeiten gewann. Eidbruch war gleichbedeutend mit Hinrichtung durch ein Femegericht. Die englischen Kenner der magischen Bräuche der Kikuyu hatten bald heraus, wie sie einen zum Eid gezwungenen (und das waren die meisten) von seinem Gelübde «reinwaschen» konnten. Gegen sehr hohe Bezahlung fanden sich einzelne Kikuyumagier bereit, in Massenversammlungen Cleansing oaths — also Reinigungseide — abzunehmen. Tausende von Kikuyus lösten sich auf diese Weise aus der magischen Verstrickung, in die sie unter Todesandrohung hineingeraten waren.

Die Magier — die man heute in ethnologischen Kreisen nicht mehr gerne als Medizinmänner oder Zauberer bezeichnet — sind gute Kenner vor allem pflanzlicher Gifte. Immer hörte ich von Opfern ihrer Giftkuren. Besonders unheimlich sind Gifte, die zum Gedächtnisschwund oder zum völligen Verlust des Gedächtnisses führen. In Westafrika sammelte ich einmal die Rinden eines Baumes, den die Ewondo als «Elon» bezeichnen. Es handelt sich um die Leguminose Erythropleum, auch als wohlriechende Follaca oder Gerichtsmavia bekannt. Unter der Rinde befindet sich, in gallertartiger Form, ein äusserst starkes Gift, das den Magiern zu «Gottesgerichten» dient. Aus einer Reihe von Verdächtigen, denen man ein wenig von diesem Gift verabreicht, wird der Schuldige herausgesucht. Er wird auf diese Weise nicht nur gefunden, sondern auch gleich hingerichtet. Die Unschuldigen nämlich erbrechen das Gift und überstehen den Schock. Ein Ewondo gab mir die Erklärung dafür: die Magier wissen genau, wen sie beseitigen wollen. Ihm geben sie das reine Gift, vermutlich unter Zugabe eines Stoffes, der ihn am Erbrechen hindert, während den «Unschuldigen» das Gift zusammen mit einem starken, rasch wirkenden Brechmittel verabreicht wird.

HAUTFARBE ALS SCHICKSAL

«Gott befahl den Menschen, die gesündigt hatten, sich vor ihre Grashütten zu stellen und ihre Hände auf den Dachrand zu legen. Dann pinselte er sie mit schwarzer Farbe an, um sie für ihre vielen Untaten zu strafen. Er übersah dabei die aufgelegten Handflächen und die Fussohlen.»

Diese Erklärung hörte ich von den Kunama in Eritrea. Ich hatte sie sehr im Verdacht, eine missionarische, christliche These weiterzugeben, die vielleicht vor langer Zeit übernommen worden war, und was mich dabei bedrückte, war die Feststellung, dass die Christen unter diesen liebenswürdigen, sozial hochstehenden «Wilden» ohne weiteres die ewige Schuld für einen grossen Teil der Menschheit auf sich genommen haben. Hätte sich die Sündenvergebung durch den Uebertritt zum Christentum auf die Hautfarbe einiger Kunamas ausgewirkt, so wäre sicher der ganze Stamm schon zu einer einzigen Christengemeinde geworden.

Eine schwarze Haut ist also eine Strafe Gottes. Kreuz und quer durch Afrika, bei vielen Stämmen und einzelnen Negern, ist mir diese Ansicht in mancherlei Abwandlungen begegnet. Was soll ein Weisser tun, wenn er Neger mit dem Gedanken einer weltweiten

Brüderlichkeit zu trösten versucht und hört, dass diese schon die Schuld für ihre dunkle Hautfarbe auf sich genommen haben? Was soll er tun, wenn ihn die Schwarzen ganz ehrlich um seine weisse Haut beneiden, die ihn an jeder nur allzu sichtbaren Machtfülle der weissen Welt teilhaben lässt? Dass es so ist, wird an einer Geschichte deutlich, die ich bei den Aschanti in Ghana hörte:

«Gott schuf am Anfang der Welt drei schwarze und drei weisse Männer und ebenso viele Frauen. Er beschloss, sie selber das Gute oder Böse wählen zu lassen, um zu verhindern, dass sie sich später bei ihm beschwerten. Er legte eine grosse, schwere Truhe und eine verschnürte Schriftrolle vor sie hin und ersuchte die zwei Gruppen, das eine oder das andere zu wählen. Zuerst durften die schwarzen Männer sich entscheiden und griffen gierig nach der Tuhe. Darin fanden sie Gold, Silber und andere Metalle, die ihnen noch nicht bekannt waren. Die Weissen öffneten das ihnen verbliebene Schriftstück, das ihnen alles sagte, so dass sie weise wurden. Gott liess die Schwarzen im Wald zurück und führte die Weissen an den Meeresstrand. Dort zeigte er ihnen, wie man ein Schiff baut. Und darin segelten die weissen Leute übers Meer in ein fernes Land. Viel, viel später kehrten sie zurück und brachten allerlei wunderbare Güter mit. Sie tauschten diese gegen Gold, Silber und andere Dinge, die sie bei den Schwarzen fanden, die ebensogut das erste Volk der Welt hätten sein können.»

Es fehlte aber auch nicht an Versuchen, die Neger mit etwas positiveren Erklärungen zu trösten.

In Moçambique besuchte ich ein Spital, in dem gerade ein halbes Dutzend schwarzer Babies geboren war. Schwarz ist nicht genau gesagt. Sie waren noch dunkelrot. Eine schwarze Krankenschwester sah mein Erstaunen und erklärte mir, aus tiefster Ueberzeugung, wie mir schien: «Alle Menschen waren einmal weiss. Diejenigen, die unter der heissen Sonne Afrikas geboren wurden, dunkelten rasch nach, wenn sie ans Sonnenlicht gelangten. Da sich dies während vieler Jahrtausende wiederholte, wurde die schwarze Haut vererbt. Wenn ihr Weissen einmal einige Dutzend Generationen in Afrika zählen werdet, wird es mehr und mehr ‚schwarze Weisse' geben!»

Afrikanische Naturmenschen bringen Abnormitäten aller Art gerne mit Himmel und Geisterwelt, mit Göttern und Dämonen in Verbindung, so dass eben auch die seltsamen durchsichtigen Wesen, die vor Jahrhunderten plötzlich auf dem dunklen Kontinent auftauchten, metaphysisch erklärt werden mussten. Unsere über- und unterirdische Herkunft hängt uns heute an. Wir sind gezwungen, unsere göttliche — oder dämonische — Rolle auf der afrikanischen Bühne weiterzuspielen, ob uns dies gefällt oder nicht!

Die eigentlich unbewusste Einstellung zur Frage der Körperfarbe wird bei den Negern ähnlich wie bei uns selber durch den symbolischen Wert von schwarz und weiss, hell und dunkel beeinflusst. Schwarz, dunkel ist die Nacht, weiss, hell der Tag. Hell ist die Sonne, und dunkel ist die Welt der Geister. Weiss sind die Umwurftücher, wenn sie sauber oder neu sind; grau und schwarz werden sie im Gebrauch und wenn sie schmutzen. Weiss sind gesunde Zähne, dunkel die fauligen und altersschwachen. Gibt es Abwehrmittel gegen das erdrückende Gewicht solcher Farben- und Lichtsymbolik?

KLEINE KONGOLESISCHE MÜTTER

Skizzen von einem Besuch im Kintambospital

Von Dr. Henri Perret

Ich möchte Ihnen eine kongolesische Mutter vorstellen, die ins Kintambospital von Léopoldville, der grossen Stadt am Kongofluss, gekommen ist, um ihr Kind untersuchen zu lassen. Sie trägt es auf dem Rükken in einer Art Beutel, der aus einem Teil ihres Ueberkleides gebildet und über dem Leib geknotet wird. Das Kleine schmiegt sich so fest an die Mutter, dass jede ihrer Bewegungen wie ein sanftes Wiegen ist. Es schläft friedlich, warm und geborgen.

*

Die kongolesische Mutter verlässt ihr Kind nie. Das ist der Grund, warum die Kinderabteilungen in allen Spitälern von Frauen bevölkert sind, die am Bett ihrer kleinen Kranken leben. Die Mutter beruhigt ihr Kleines, pflegt es, gibt ihm zu essen, hält es sauber, legt es nieder und bringt es zum Einschlummern.

Wenn die «Mundèlé», die Weissen, kommen, legt sie es auf den Tisch zur Untersuchung und spricht ihm zu, während der Arzt sich mit ihm beschäftigt.

Fortsetzung Seite 25